

Domprediger Michael Kösling

7. Sonntag nach Trinitatis 2022, 31. Juli 2022, 10 Uhr

Predigt über Johannes 6, 1-15

¹ Danach ging Jesus weg ans andre Ufer des Galiläischen Meeres, das auch See von Tiberias heißt. ² Und es zog ihm viel Volk nach, weil sie die Zeichen sahen, die er an den Kranken tat. ³ Jesus aber ging hinauf auf einen Berg und setzte sich dort mit seinen Jüngern. ⁴ Es war aber kurz vor dem Passa, dem Fest der Juden. ⁵ Da hob Jesus seine Augen auf und sieht, dass viel Volk zu ihm kommt, und spricht zu Philippus: Wo kaufen wir Brot, damit diese zu essen haben? ⁶ Das sagte er aber, um ihn zu prüfen; denn er wusste wohl, was er tun wollte. ⁷ Philippus antwortete ihm: Für zweihundert Silbergroschen Brot ist nicht genug für sie, dass jeder auch nur ein wenig bekomme. ⁸ Spricht zu ihm einer seiner Jünger, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: ⁹ Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrote und zwei Fische. Aber was ist das für so viele? ¹⁰ Jesus aber sprach: Lasst die Leute sich lagern. Es war aber viel Gras an dem Ort. Da lagerten sich etwa fünftausend Männer. ¹¹ Jesus aber nahm die Brote, dankte und gab sie denen, die sich gelagert hatten; desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. ¹² Als sie aber satt waren, spricht er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrigen Brocken, damit nichts umkommt. ¹³ Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Brocken von den fünf Gerstenbrotten, die denen übrig blieben, die gespeist worden waren. ¹⁴ Als nun die Menschen das Zeichen sahen, das Jesus tat, sprachen sie: Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll. ¹⁵ Da Jesus nun merkte, dass sie kommen würden und ihn ergreifen, um ihn zum König zu machen, entwich er wieder auf den Berg, er allein.

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Diese alte wundersame Geschichte! Sie führt mich rätselhafter Weise in die langen Sommerferien im Garten meiner Großeltern. Das war eine eigentümliche Monotonie. Stundenlang saß ich in den Kirschbäumen und wechselte dann zu den Pflaumen oder schlug mir den Bauch mit Stachelbeeren voll. Ich hatte zu gießen mit der schweren Zinkkanne und auch der Rasen war zu mähen. Bohnen wurden geerntet und Kirschen entsteint – mit dem Ende einer Sicherheitsnadel – eine klebrig, süße Sauerei. So ging das wochenlang. Langeweile pur im Paradies des Überflusses. Das Plumpsklo hinterm Haus. Der Pinkeleimer in der Nacht. Warmes Wasser kam vom Herd in diese weiße Schüssel aus Emaille, die morgens draußen stand in diesem schönen geschmiedeten Gestell, an dem wir uns wuschen. In den Regentonnen lauchten die Seefrösche und wir Kinder konnten verfolgen, wie sich aus dem Laich die Kaulquappe bildete und sich diese dann in einen Frosch verwandelte. Ein langes Zeitmaß. Alle paar Tage aber nahm meine Großmutter ihr Fahrrad und fuhr zu Scholze. Bei Scholze gab es Brot und Butter und noch dies und das. Scholze war Tante Emma. Manchmal fuhr ich mit hinten auf dem Gepäckträger und irgendwann durfte ich dann alleine los mit dem großen Rad. Dann baumelten auf dem Rückweg die schweren Beutel am Lenker in denen sich zwischen all den notwendigen Kleinigkeiten auch der große Laib Brot befand und ich schob das Rad angeschrägt zurück. Diese Sommer! Sonnenwarmes Nutella auf dicken Scheiben Schwarzbrot. Dieser Geschmack gehört zum Kernbestand meiner Kindheitserinnerungen. Alles war gut. Das war Anfang der achtziger Jahre im Sommer auch noch so. Kritisch wurde es erst Anfang November. Das wusste ich damals nur noch nicht. Am sechsten November war nämlich nichts mehr da. Alles aufgebraucht. Keine einzige Pflaume mehr am Baum, keine letzte Beere. Und führe ich heute als Kind zu Scholze stünde ich mitten in meinen

Sommerferien zwischen leeren Regalen. Und kein Brot. Und kein Nutella. Genau genommen hätte ich vor vier Tagen dort gestanden, am Earth Overshoot Day. Welterschöpfungstag. So früh wie nie zuvor.

Wo kaufen wir Brot, damit diese zu essen haben? Diese alte Frage Jesu, ein wenig oberhalb des Sees von Tiberias ist unsere Frage heute. 828 Millionen Hungernde weltweit. Ich finde, das ist eine viel unglaublichere Zahl als die Fünftausend dort am Hang des Berges. Eine unvorstellbare Menge Menschen. Und aus den 200 Silbergroschen, die schon damals nicht ausgereicht hätten sind 22 Milliarden Dollar geworden, damit jede und jeder von den 828 Millionen Menschen wenigstens satt würde.

Und dann steht da dieser namenlose Junge in der Mitte. Wie aus dem Nichts. Das Kind mit den 5 Broten und den zwei Fischen. Das Kind mit seinen zwei Fischen, die es am Morgen aus dem See gezogen hat und die es nun in seiner rechten Hand hält und unterm anderen Arm die fünf Brote. Stumm und schüchtern. Aber was ist das für so viele? Entmutigt es diese Frage des Andreas?

Der durchschnittliche Andrew aus den Vereinigten Staaten verbraucht laut Statistik 8000 Kilokalorien am Tag, während Adanna aus dem Sudan wenigstens 2000 Kilokalorien bräuchte und mein eigener Bedarf bei 2400 liegt, also 12 Mal Nutella auf Schwarzbrot. Man könnte weitermachen mit Zahlen und Fakten. Man käme dann darauf, dass 22 Milliarden noch kein ganzes Viertel des Sondervermögens für die Armee eines Landes mit 80 Millionen Einwohnern sind. Nicht mal 10 Prozent aller Hungernden der Welt. Man käme auf Hektarflächen gerodeter Wälder in Südamerika und auf den Energieverbrauch einer vierköpfigen Familie in Berlin, und am Ende dahin, das es von allem weniger geben wird, außer von den Krisen nicht. Und die Frage: Warum kriegen wir es nicht hin? Wo wir doch alle Fakten kennen, alle technischen Lösungen parat und tolle Ideen auf dem Tisch liegen haben?

Philippus und Andreas schauen diesen Jungen an, mit dem Wenigen, das er hat und winken ernüchert ab. Das wird nicht reichen für die große Menge Menschen. Und jetzt stelle ich mir vor, wie dieses Kind dort steht, stehenbleibt und sich nicht gleich umdreht, während die Großen um ihn herum schon wieder rätseln und Experten befragen und Berechnungen anstellen und Befragungen durchführen in der großen Menge Menschen. Und dann findet ein Blick den anderen. Jesus sieht den Jungen noch an. Dieser Blick. Welcher von beiden? Beide! Und die große Menge Menschen lagerte sich. Und Brot und Fisch gingen von einer Hand in die andere.

Es gibt eine kleine Geste, die ich nicht vergessen habe seit meinen Kindertagen. Als nämlich das Brot von Scholze – ein einfaches Mischbrot – nichts Besonderes, wenn man sich die heutigen Brotkreationen in den Auslagen der Backmanufakturen anschaut, als nämlich dieses Brot, noch bevor die erste Scheibe, der begehrte Kanten, abgeschnitten wurde, mit der Spitze des Brotmessers auf seiner dunklen Unterseite drei Mal bekreuzigt und derart gesegnet wurde. Das machte meine Großmutter so aus dem Handgelenk und ganz beiläufig, als sie mit uns sprach oder durch das Fenster in den Garten schaute. Keine große Sache. Ritsch, Ratsch, Ritsch. Ein. Zwei. Drei. Und dann war es auch schon wieder vorbei. Ich habe als Kind heimlich auf diesen Augenblick gewartet. Für mich war das etwas ganz Besonderes. Magisch. Eine heilige Handlung. In dieser wortlosen Geste liegt für mich der Kern dieser alten Geschichte, in deren Mitte dieser namenlose Junge mit den fünf Broten und den zwei Fischen steht. Die magische Gewohnheit meiner Großmutter ist im Zentrum, in der Mitte dieser alten Geschichte aufgehoben. Denn noch bevor das erste der fünf Brote, ein Gerstenbrot, nichts Besonderes, das Brot der armen Leute damals, noch bevor das erste dieser Brote in die ausgestreckten Hände der großen Menge Menschen gelang, nahm Jesus es in seine Hände und danke! Eine kurze Unterbrechung in der drängenden Notwendigkeit damals, etwas oberhalb des Sees von Tiberias. Der Dank macht, dass es reicht. Der Dank unterbricht für einen Augenblick die Logiken der Berechnungen, die Philippus und Andreas anstellen. Er stellt das, was erwartbar ist und durch hundertfache Erfahrungen belegt, in Frage. Der Dank schiebt in dieser alten Geschichte die Ernüchterung beiseite und die Hoffnungslosigkeit. Gott

sieht die Not der großen Menge Menschen. Und das Wenige, das sich dann dort finden lässt in den Händen eines namenlosen Kindes ist mehr als Nichts. Es ist so Wenig, dass es immer noch reicht. Der Dank ist magisch und heilig.

Ich weiß nicht, ob Sie dankbar sind. Sind Sie ein dankbarer Mensch? Mit meiner Dankbarkeit ist es oft nicht so weit her. Oft schiebt sich die Sorge davor, manchmal sogar eine handfeste Angst vor diesem und jenem. Dann sehe ich nicht das, was da ist. Und was das alles ist. Ich sehe dann den Mangel und nicht die Fülle. Dann bin ich Andreas und Philippus nicht unähnlich.

Und nun stellen Sie sich mal vor, was die für Augen gemacht haben, als der Dank das Wenige hat ausreichen lassen und stellen Sie sich nur mal diesen Jungen vor. Stolz wie Bolle dieses Kind. Seine 5 Brote und seine zwei Fische. Sein Weniges. Sein kleines Bisschen. Es hat für die große Menge Menschen gereicht.

Wenn diese alte Geschichte eine Geschichte für heute ist, für dich und die Millionen Hungernden und die ganze Schöpfung, dann ist sie es nur so. Dann ist sie es in ihrem Kern, in dem, was in ihrer Mitte steht und worüber man schnell hinwegsieht und hinwegliest oder hinweghört: Im Kind und im Dank. In Beidem. Dann bist Du dieses Kind. Dann ist das, was die Großen, die, die das Sagen haben, als wenig hilfreich und als ungenügend ansehen, an diesem Tag oberhalb des Sees von Tiberias deine funktionale Kompetenz. In deinen Händen liegt die Lösung des Problems für diesen Tag. Und du weißt ja selbst am besten, was du da in deinen Händen birgst, was du hältst und darbietest. Was du schenkst und überlässt. Gott sieht dich und das Wenige das du hast, nimmt es an, deinen kleinen Mut, deine verrückte Idee, deinen Verzicht, deine Liebe, deinen Enthusiasmus und macht, dass das reicht für dich und die Welt. Du hast es in deinen Händen und der Dank macht es groß.

Diese endlos langen Sommertage damals im Garten meiner Großeltern entfalten erst heute in der Erinnerung ihre eigentliche Kraft. Gibt es einen nachträglichen Dank. Einen verzögerten? Einen, der die Fülle erst mit einem zeitlich großen Abstand erkennt und einen so erst sprachlos, oder besser, dankbar werden lässt? Das wäre ein Dank im Verlust. Mag sein, dass ich diesen Garten mit seinem paradiesischen Überfluss und seinem langen Zeitmaß aus meiner heutigen Perspektive romantisiere und verkläre. Wie auch immer. Dieser Garten, auch wenn es ihn nicht mehr gibt, weil die Käufer Ende der Neunziger alle Bäume fällten und zwei Häuser drauf gebaut haben, steht für mich für die Erfahrung von Säen und Wachsen und Ernten und dem Erleben einer geheimnisvollen Fülle. Magisch. Heilig. Ganz nah dran und mitten drin in Gottes schier unendlicher Schöpfung. Von der wir wissen, dass sie eben nicht unendlich ist. Sondern in diesem Jahr seit vier Tagen erschöpft daliegt und nicht mehr auf die Beine kommt. Die müsste eigentlich in Isolation. Doch sie kann sich nicht so einfach wegschließen. Wenn es diesen nachträglichen Dank aus der Fülle gibt, dann ist er nicht ohne Wirkung auf den heutigen Tag und alle Tage die kommen. Dann ist dieser Dank die Quelle der Zuversicht und der Hoffnung auf eine Zukunft, in der diese Fülle da sein wird für die Kinder, die in die Zeit des Verlusts hineingeboren werden, in die Zeit des Mangels und des Hungers. Dass Gott die Not sieht und dein Bisschen reicht.

Es ist unser Weniger, unser Mehr als Nichts, das für die Welt noch reicht, ohne, dass sie erschöpft in die Knie geht, im Fieber ihrer Hitzetage, in den Tränen ihrer Fluten, im Klagen der Stürme, im Verstummen ihrer Stimmen. Es ist nur Weniger, das die Schöpfung mit ihren Menschen noch retten kann. Aber das ist Mehr als Nichts. Dass wir das noch haben und Gott in unserer Mitte ist ein Grund zur Dankbarkeit, die uns verbindet mit allem, was lebt.

Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.